

Zu Sigmund Freud „Das Unbehagen in der Kultur“

In seinem Aufsatz „Das Unbehagen in der Kultur“ von 1930 macht Sigmund Freud sich Gedanken darüber, was Kultur für die Menschen bedeutet und welche Bedingungen für das Entstehen und die Erhaltung von Kultur erfüllt sein müssen. Seine Grundannahme ist hierbei, dass der eigentliche Sinn des Lebens im „[S]treben nach Glück“ (42) liegt, wobei schon das Ausbleiben eines Unglücksgefühls Glück bedeuten kann.

Die Ursachen für menschliches Unglück liegen dabei immer in der Außenwelt. Sie sind in der Übermacht der Natur, der Vergänglichkeit und Schwäche des eigenen Körpers und in den Beziehungen zu anderen Menschen zu suchen. Diese drei Faktoren entziehen sich dem menschlichen Einfluss weitestgehend und machen ihn daher enorm anfällig für Unglückserfahrungen. An dieser Stelle scheint somit zweifelhaft, inwiefern tatsächlich die Kultur als Quelle des Unglücks angesehen werden kann, wie es der Titel des Aufsatzes nahe legt. Denn alle Mittel, mit denen wir uns gegen die oben genannten drei Quellen von Unglück wehren, sind laut Freud kulturell. Er setzt hier das alte binäre Paar Natur/ Kultur an, wobei die Vergänglichkeit des Körpers, die Beziehungen zu anderen Menschen (bedingt durch die Psyche) sowie die Macht dieser selbst zur Natur zählen.

Um sich gegen die Verletzbarkeit durch diese drei Faktoren zu wappnen, sucht der Mensch zum Beispiel Schutz durch den Rückzug in Illusionen. Diese können unter anderem in Form des Genusses von Kunstwerken auftreten. Der wiederum gehört im Schema von Natur vs. Kultur eindeutig auf die Seite der Kultur. Dies ergibt sich daraus, dass laut Freud „Kultur die ganze Summe der Leistungen und Einrichtungen bezeichnet, in denen sich unser Leben von dem unserer tierischen Ahnen entfernt“ (55).

Und dennoch legt der Titel des Aufsatzes nahe, dass der kulturelle Mensch Unbehagen empfindet. Hierbei geht Freud nicht nur davon aus, dass Menschen mit der Kultur mehr oder weniger unzufrieden sind, sondern mehr noch, dass sie „in der Kultur“ ein Unbehagen empfinden; die menschliche Existenz innerhalb einer Kultur führt also zwangsläufig zu „Unbehagen“.

Die Erklärungen hierfür sind in den Bedingungen der Entstehung und des Erhaltes der Kultur zu suchen. Laut Freud erfüllt Kultur vor allem zwei große Zwecke: Sie schützt, wie oben erläutert, den Menschen vor der Natur und macht ihm diese „dienstbar“ (56) und sie re-

gelt die „Beziehungen der Menschen untereinander“ (56). Letzteres bedeutet, dass die Kultur die Macht des Stärkeren, der in der natürlichen Ordnung automatisch das Recht auf seiner Seite hat, durch die Macht „der Gemeinschaft“ (61) bzw. das für alle verbindliche Rechtssystem ersetzt.

Dieser scheinbar einfache Vorgang verlangt jedoch jedem einzelnen Mitglied der kulturellen Gemeinschaft große Opfer ab. Diese Opfer bezeichnet Freud als „Triebopfer“ (61), da sie die Unterdrückung der ureigenen menschlichen Triebe bedeuten. Die beiden wichtigsten Triebe, die auf dem Weg zur kulturellen Gemeinschaft von jedem ihrer Mitglieder unterdrückt werden müssen, sind der Sexualtrieb Eros und der Destruktionstrieb, der sich in Aggression nach außen ausdrückt.

Beide Triebe würden nach Freuds Ausführungen dem Kulturziel im Wege stehen, die Menschen in immer größere Gemeinschaften zu binden. Beim Aggressionstrieb erklärt sich dies von selbst, da frei ausgelebte (körperliche) Aggression gegen andere Menschen eine engere Bindung an diese zwangsläufig stören muss – zumal sich bei uneingeschränkter Auslebung des Aggressionstriebes wiederum der Stärkere durchsetzen würde, was laut Freud ein Gegensatz zu Kultur ist. In einer kulturellen Gemeinschaft ist also von einem Gewaltmonopol des Staates auszugehen, dem zu Gunsten jeder Einzelne seinen Aggressionstrieb unterdrückt.

Dass die einzelnen Mitglieder einer Gemeinschaft ihren Aggressionstrieb unterdrücken, was ihnen von Natur aus erst einmal widerstrebt, ist wiederum ein komplexer kultureller Vorgang, der anhand einer individualpsychologischen Schilderung veranschaulicht werden soll:

Zunächst vereint das Ich gewisse Triebe in sich, denen nachzugeben jedoch von einer äußeren Autorität, der Vaterfigur, durch Liebesentzug sanktioniert würde. Die Angst vor dem Liebesverlust wird ins Innere übernommen und installiert sich hier als Über-Ich. Da das Über-Ich als innere Instanz die Gedanken des Menschen kennt, können diese ein schlechtes Gewissen verursachen, auch wenn ihre Umsetzung nicht vorgesehen war. Mit jedem Verzicht auf Triebbefriedigung wird somit das Schuldbewusstsein gestärkt, das seinerseits wieder einen immer weitergehenden Verzicht fordert.

Das Ich befindet sich so in einem Teufelskreis, der perfekt als Selbstregulierung des Aggressionstriebes funktioniert. Wenn man nun die Vaterfigur durch gesellschaftliche Instanzen wie das Gesetz oder die geltende Ethik ersetzt, hat man die Erklärung für die Entstehung eines gesellschaftlichen Über-Ichs und die damit einhergehende Unterdrückung des Aggressionstriebes.

Der Sexualtrieb seinerseits muss deshalb zu Gunsten einer kulturellen Entwicklung unterdrückt werden, weil diese die gesamte „psychische[...] Energie“ (69) benötigt, die der Mensch sonst für den Sexualtrieb aufbringt. Außerdem führt der Eros zu einer Konzentration auf Zweierbeziehungen, während der ‚Kulturfortschritt‘ gerade „auf Beziehungen unter einer größeren Menschenanzahl ruht“ (72). Eine „zielgehemmte Libido“ (73), also eine möglichst allen Menschen des Kulturkreises entgegengebrachte Liebe (Nächstenliebe), setzt eine größtmögliche Reduzierung des Sexualtriebes voraus.

Um die Unterdrückung des Sexualtriebes sicherzustellen, bedient sich die Kultur Methoden wie der, „die Äußerungen des kindlichen Sexuallebens zu verpönen [,] die meisten außer-genitalen Befriedigungen als Perversionen“ (69) zu untersagen, die „Objektwahl des geschlechtsreifen Individuums [...] auf das gegenteilige Geschlecht“ (69) einzuengen und nur die „heterosexuelle genitale Liebe“ (69) als unproblematisch übrig zu lassen. Somit wären also alle sexuellen Normen, gegen die in modernen, pluralistischen Gesellschaften immer wieder vorzugehen versucht wird, Ausdruck des Bestrebens der Kultur, ihre eigene Entwicklung zu ermöglichen.

Die Entwicklung und das Bestehen von Kultur setzt mit dem beschriebenen, zweifachen Triebverzicht eine Einschränkung von individueller Freiheit voraus, die man landläufig gerade als Kulturgut anzusehen geneigt ist. In diesem Prozess ist wiederum der alte Kampf von Kultur gegen die die Triebe repräsentierende Natur anzutreffen.

Die Instrumentalisierung der durch die Unterdrückung des Sexualtriebes freiwerdenden Energien zu Gunsten der größeren menschlichen Gemeinschaften und die möglichst vollständige Unterdrückung des Aggressionstriebes zu Gunsten eines für alle gleichen Rechts bezeichnet Freud auch als „Kulturversagung“ (63). Diese führt bei den Mitgliedern einer kulturellen Gemeinschaft unweigerlich zum im Titel des Aufsatzes genannten „Unbehagen in der Kultur“ (31). Dieses Unbehagen wird also immer „dem Wesen der Kultur anhaften“ (80), da es bereits in den Bedingungen für ihre Existenz selbst angelegt ist, und Kultur ohne Unbehagen scheint undenkbar. Gleichzeitig drängt sich der Verdacht auf, dass das Unbehagen wachsen wird, je weiter entwickelt eine Kultur ist.

Jedoch gibt Freud zu bedenken, dass trotz alledem die Kultur immerhin dafür sorgt, dass die „Mehrzahl“ (79) der Menschen am Glück teilhaben kann, wenn dieses auch durch das immer vorhandene Unbehagen begrenzt sein mag.

Wenn aber das Streben „nach dem Glück“ (42) der eigentliche Sinn allen menschlichen Daseins ist, dann erscheint es nur logisch, dass sich die Menschen in einer Kultur für einige der Triebe, die zwar nicht unterdrückt sind, die sie aber auch nicht frei ausleben dürfen, eine Ersatzbefriedigung suchen. Hierbei spricht Freud von der „Triebsublimierung“ (63), die zum Beispiel durch „höhere psychische Tätigkeiten, wissenschaftliche, künstlerische, ideologische“ (63) zum Ausdruck kommen kann.

Der von der Kultur erzwungene Verzicht auf das Ausleben der eigentlichen Triebe ist jedoch nicht das einzige Motiv für die Triebsublimierung. Sondern durch sie können die Menschen außerdem den Lustgewinn „von der Versagung der Außenwelt“ (46) unabhängig machen und somit gleich zwei der drei Hauptquellen menschlichen Unglücks entgehen: Der „Freude des Künstlers am Schaffen [und] des Forschers an der Lösung von Problemen“ (46) kann weder die Macht der Natur noch eine Beziehung zu einem Dritten viel anhaben.

Kunst zeichnet sich also bei Freud als nicht zwangsläufiger Bestandteil von Kultur aus, der sich jedoch aus der Bestrebung aller Menschen glücklich zu sein ergibt: „Ein Nutzen der Schönheit liegt nicht klar zutage, ihre kulturelle Notwendigkeit ist nicht einzusehen, und doch könnte man sie in der Kultur nicht vermissen“ (49). Denn die Kunst erfüllt zweierlei Zwecke: erstens das Loslösen der Möglichkeit zum Glück von den Bedingungen der Umwelt und zweitens die Befriedigung von Trieben, für die die kulturell entwickelte Gesellschaft keine andere Befriedigung vorsieht.

Für die Literaturwissenschaft würde das bedeuten, dass Texte in erster Linie als quasi geniale ‚Ergüsse‘ eines in seinen Trieben eingeschränkten Individuums verstanden werden müssten. Eine „Schwäche“ der Vorstellung von Kunst als Form der Triebsublimierung erkennt Freud selber „darin, daß sie nicht allgemein verwendbar, nur wenigen Menschen zugänglich ist. Sie setzt besondere, im wirksamen Ausmaß nicht gerade häufige Anlagen und Begabungen voraus“ (46). „Sie“ meint hier jedoch die Befriedigung von Trieben mit Hilfe der Sublimierung.

Was Freud an dieser Stelle anzweifelt, ist demnach keineswegs die Richtigkeit seiner Annahme. Vielmehr drückt er sein Bedauern für all jene aus, denen diese Form der Ersatzbefriedigung durch das Schaffen außergewöhnlicher Werke auf Grund mangelnden Talentes nicht vergönnt ist.

Zwar wohnt eine ähnliche Hingabe an Illusionen und damit fast vollständige Loslösung von der Außenwelt auch dem „Genuß an Werken der Kunst“ (47) inne, „der Zusammenhang mit der Realität [wird] noch mehr gelockert, die Befriedigung wird [auch für die Konsumenten

von Kunst] aus Illusionen gewonnen“ (47), wodurch Freuds Problem mit seiner Annahme zumindest abgeschwächt wäre.

Die These, dass das Schaffen von Kunst als Ergebnis der Triebbefriedigung quasi im Menschen angelegt sein muss, wird durch diese Ergänzung jedoch nur noch untermauert. Somit verbleibt Freud mit seinem Text bei der Vorstellung vom Schriftsteller als Genie, das die Möglichkeit hat, in „der Verkörperung seiner Phantasiegebilde“ (46) eine Quelle des Glücks zu finden.

Darüber hinaus legt Freuds Vorstellung, dass sowohl das Schaffen als auch das Betrachten von Kunst und die damit verbundene völlige Versenkung in das Werk eine Hingabe an Illusionen bedeuten, nahe, dass Kunstwerke in keinem „Zusammenhang mit der Realität“ stehen, die sie umgibt. Damit wird die Möglichkeit ausgeschlossen, dass Kunstwerke sich durchaus mit den Bedingungen ihres Entstehens befassen können und der Künstler oder die Künstlerin Eindrücke aus der realen Welt in das Werk mit hineinfließen lässt.

Diese Annahme von einem rein im Inneren des Künstlers/ der Künstlerin entstehenden Werk geht mit der Art einher, in der Freud Kultur an sich analysiert und definiert – nämlich unabhängig von jeglichen äußeren Bedingungen. Kultur entsteht laut Freud nach bestimmten, von mir in diesem Essay dargelegten, Prinzipien. Diese liegen im Wesentlichen in der Psychologie des Menschen und analog dazu auch in den menschlichen Gemeinschaften. Spezifische Umstände müssen nicht berücksichtigt werden, da die Mechanismen der menschlichen Psyche immer gleich funktionieren.

Hierbei zeigt sich jedoch eine Schwäche der Freudschen Kultur-Definition: Geht er einerseits von einer universellen Theorie aus, so belegt er sie doch andererseits ausschließlich am Beispiel seines eigenen Lebensumfeldes, das heißt an Mitteleuropa im 20. Jahrhundert. So beruft er sich auf Goethe und Wilhelm Busch (51), spricht von der „Berührung mit primitiven Völkern“ (53), die Einfluss auf die Entwicklung der Kultur hat (diese „primitiven“ Völker stehen also ganz offensichtlich außerhalb der eigentlichen Debatte um Kulturentwicklung), und geht in der für die Diskussion um die Rolle der Religion von „der Person eines großartig erhöhten Vaters“ (40), also einer monotheistischen Religion, aus. Inwiefern Freuds Ansichten über die Kultur auf andere, nicht „westliche“ Kulturkreise anwendbar sind, bliebe also noch zu untersuchen.

Darüber hinaus ist auch im mitteleuropäischen Kulturkreis eine gewisse Skepsis gegenüber der Anwendung von Freuds Thesen auf literarische Werke angebracht. Wenn man ihnen zu-

geneigt und deshalb gewillt ist, sie in literarischen Texten bestätigt zu finden, so wird einem dies immer gelingen. In jedem in der Literatur vorkommenden Traum kann die Forschung einen Verweis auf das Unbewusste der träumenden Figur sehen, in jedem Säbel ein phallisches Symbol.

Ebenso gut könnte man jedoch zum Beispiel die antike Traumdeutung zur Interpretation heranziehen und so zu einem ganz anderen Ergebnis kommen. Aus einem Verweis auf das Unbewusste würde dann eventuell eine von Gott gesandte Prophezeiung.

In jedem literarischen Werk Freuds Theorien bestätigt zu sehen, bedeutet also, mit Foucault gesagt, weder den Diskurs, in dem man selbst sich befindet, noch den der Autorin/des Autors bei der Analyse zu berücksichtigen. So mag es bei einer Erzählung Arnold Schnitzlers durchaus Sinn machen, Verknüpfungen zu Freuds Psychoanalyse zu suchen, bei einem Roman von Theodor Fontane jedoch evtl. nur begrenzt.

Wie wichtig es ist, sich selbst klar zu machen, nach welchen Kriterien man einen Text untersucht, tritt bei einer Analyse aus dem Freudschen Blickwinkel umso stärker hervor, als es sich bei seinen Theorien nicht um eine reine Betrachtungsebene handelt, der man mehr oder weniger zustimmen kann. Vielmehr bedeutet Freud zu folgen, die Welt seiner gesamten Theorie unterzuordnen und ihren Anspruch auf alleinige Wahrhaftigkeit zu akzeptieren.

Letztendlich ist also die Analyse literarischer Werke genauso ohne Freud möglich wie mit ihm. Entscheidend ist hierbei lediglich, dass sich die untersuchende Person klar macht, welchem Diskurs sie mit der Interpretation folgt und dass dies nur eine mögliche Herangehensweise unter vielen ist. Die für den Text jeweils sinnvollste Theorie/ den sinnvollsten Diskurs herauszufinden und anzuwenden, bleibt demnach eine grundlegende Aufgabe der Literaturwissenschaft.

Alle Zitate aus: Freud, Sigmund: „Das Unbehagen in der Kultur“. In: Ders.: Das Unbehagen in der Kultur. Und andere kulturtheoretische Schriften. Frankfurt am Main 1994. (Seitenzahlen in Klammern)